

Migration, Entfaltung und Anpassung im Alter

Im Anschluss an die Darstellung der jungen Migranten springt die Aufmerksamkeit nun in die Generation der Rentner. Eine Reihe von bereits behandelten Themen kann so abschließend aus einem anderen Blickwinkel erfasst werden. Die Generation der heute etwa vierzig- bis sechzigjährigen Migranten wurde dabei keinesfalls übersprungen, fand sie doch bereits mehrfach Beachtung. Zudem gibt es Gründe, diese Migrantengeneration nicht in einem eigenen Kapitel zu behandeln: Eine Transnationalisierung ihrer Lebensführung wird vor allem durch ihre Position auf dem Arbeitsmarkt eingeschränkt. Die Mehrheit der Migrantinnen und Migranten ist mit festen Verträgen an Industrieunternehmen gebunden, auch wenn diese stabilen Erwerbsformen an Bedeutung verlieren und Migranten davon diesem Abbau mitunter besonders betroffen sind. Die Notwendigkeit in den Verträgen zu bleiben ist hoch, und die Wahrscheinlichkeit in den post-jugoslawischen Staaten ähnliche Erwerbsquellen zu finden ist gering, sodass der Entscheidungsspielraum klein ist. Wenn es in dieser Altersgruppe dennoch zu regelmäßigen Umzügen zwischen Deutschland und den post-jugoslawischen Staaten kommt, dann meist weil Firmenangestellte auf unternehmensinternen Arbeitsmärkten entsendet werden. Ihre Familienangehörigen können sie für den begrenzten Aufenthalt mitnehmen. Der Vater von Selma Mikeš fällt in diese Gruppe. Er wurde bereits zweimal von einer kroatischen Firma ins deutsche Bad Salzuflen entsandt. Ähnlich wie bei der Studierendenmobilität ist hier die formale Mitgliedschaft in einem Unternehmen, also die Inklusion auf dem Arbeitsmarkt, die entscheidende Voraussetzung für die Mobilität. Die Ausklammerung dieses Bereiches urteilt nicht über dessen Interessantheit, sondern überlässt die Erforschung dieser unternehmensinternen Mobilitätsformen anderen.²⁵ Die vielfältigen transnationalen Interaktionen in der Generation der vierzig- bis sechzigjährigen beziehen sich daher mehrheitlich auf den Bereich der privaten Lebensführung, und dieser Bereich ist Migranten schon lange freigestellt, auch wenn in der Öffentlichkeit ritualistisch über die Doppelorientierung geklagt wird. Die grenzüberschreitenden Verflechtungen dienen vor allem zur Wahrung von bereits bestehenden Inklusionen: Sie helfen Verwandten mit Geldüberweisungen, fahren in ihren Ferien regelmäßig in ihre Herkunftsorte und genießen diese Zeiten. Trotz dieser engen Bindungen ist nicht zu übersehen, dass hier zahlreiche Versuche unternommen werden, um sich von normativen Ansprüchen zu befreien. Ist das Rentenalter erreicht, weitet sich der Entscheidungsspielraum eventuell wieder aus.

Daher ähneln die transnationalen Muster der Rentner den transnationalen Ausbildungskarrieren der jungen Migranten stärker als man zunächst vermuten könnte, obgleich die Freiheitsgrade im Alter andere Begrenzungen erfahren. Eine

25 Vgl. etwa Beaverstock 2002, 2004; Freund 1998; Iredale 2001; Kolb et al. 2004; Martin/Lowell 2002; Pawlik 2000.

problematische Begrenzung ist die gesundheitliche Lage (vgl. Marschalck/Wiedl 2001). Im Fall der post-jugoslawischen Migration fehlen zwar genaue Daten und Studien, doch es nicht zu verkennen, dass die durchschnittliche Lebenserwartung der Migranten gering und die Rentenzeit entsprechend kurz ist. Gründe dafür sind die harte Industriearbeit und die gesundheitliche Ausgangslage im damaligen Jugoslawien. Noch heute liegt die durchschnittliche Lebenserwartung eines Neugeborenen in den post-jugoslawischen Staaten etwa sechs Jahre unter der in Deutschland. Und auch die medizinische Versorgung ist, gemessen an den deutschen Standards, nicht flächendeckend gleichwertig, sodass die Freude auf die Remigration getrübt oder die Remigration ganz unterlassen wird.

Vor diesem Hintergrund richtet sich der Blick zuletzt auf Frau Adrijana Kalčić. Sie wurde bereits erwähnt, als es um die staatliche Willkür Jugoslawiens und um die Ermordung ihrer Schwester in Kroatien ging. Zwar hätten sie und ihr Mann bereits nach dem Ende Jugoslawiens nach Kroatien ziehen können, weil sich die politische Verfolgung ihres Mannes aufgelöst hatte, doch ihr fester Industriearbeitsplatz und die bessere medizinische Versorgung für ihren kranken Mann hielten sie in Deutschland. Erst nach dem Tod ihres Mannes verlässt sie 2002 Böblingen und zieht in ihre neue Eigentumswohnung in Zagreb. Zagreb, die Stadt ihrer Kindheit und Jugend, war auch zuvor ein wichtiger Zielort von Urlaubsaufenthalten gewesen, doch eine reibungslose Reintegration garantiert das nicht, wie die thematisierten Orientierungsprobleme nach der Ankunft vermitteln.

Adrijana Kalčić: Weil wir sind dann öfters mal nach Zagreb gefahren, weil damals hat noch meine Mutter gelebt, also das war so eine Punkt, wo ich einfach musste nach Zagreb kommen und das war für mich selbstverständlich, solange die Mutter lebte, das ist ja ein Magnet, ne. Und man gewöhnt sich, ich habe mir auch hier jetzt schwer wieder integriert.

PG: *Wie lange sind sie denn hier jetzt?*

AK: Jetzt gerade zwei Jahre...

PG: *...und was waren die Schwierigkeiten?*

AK: Schwierigkeit war des, weil die Zagreb ist ja die Hälfte größer geworden, seitdem ich weggegangen bin. Ist wie ich in die Breite gegangen auch. //Lacht// Und da waren die Orte noch gar nicht da, das waren alles Felder und Wiesen und wer weiß was. Und jetzt sind große Häuser.

PG: *Aber haben sie das nicht mitbekommen, als sie jedes Jahr dann...*

AK: Nein das hat mich gar nicht interessiert. Ich habe ja nur, nur nach Hause zu kommen zu meiner Mutter. Das hat mich alles nicht interessiert, nicht. Und mein Mann ist nicht aus Zagreb, der ist aus einer kleinen Stadt in Kroatien, oben in der Nähe von der österreichischen Grenze im Dreieck Österreich, Ungarn, Slowenien. [...] Ich habe also vorgehabt zurückzukommen, weil in Deutschland... nicht, dass ich mich nicht integrieren konnte, ich war total integriert. Aber die Einsamkeit, die Einsamkeit das hat mich irgendwie, also das hat mich total, also ich weiß nicht, wie soll ich das sagen? Wenn man alleine bleibt, dann fühlt man sich sowieso allein, wenn der Partner weg ist,

wenn er stirbt. Weil das ist auch für mich, der war nicht nur mein Mann, der war auch mein Freund und mein Kind, weil ich ihn 25 Jahre gepflegt habe und das war auf einmal weg und dann war ich arbeitslos für 19 Monate und da war ich total in die Einsamkeit getreten, nicht! Ich war von der Gesellschaft weg, von Freunden und von allen. Weil ich war ja sowieso isoliert wegen meinem Mann und dann von dieser Rente, weil ich ja nur vier oder fünf Stunden geschafft habe am Tag. Weil die Rente ist auch nicht groß, konnte ich da oben auch nicht viel machen. Die Miete hat meine Rente gefressen und fertig. Was soll ich da aufs Sozialamt gehen, das mache ich nicht.

Deutlich wird das selektive Interesse von Frau Kalčić an Zagreb. Als sie noch in Deutschland lebte, beobachtete sie nur einen kleinen Punkt und klammerte die Umgebung aus. Eine kontinuierliche Beobachtung der städtebaulichen Entwicklung hätte ihr zu diesem Zeitpunkt vermutlich auch nur geringe Inklusionsvorteile verschafft. Ihre vertraute Lebenswelt breitet sich nicht homogen über einen Raum aus, sondern ist fraktal. Ihre Schilderung zeigt, wie irrsinnig etwa Friedrichs und Warnes' Versuch sind, „Isolines of Regional Attachment“ auszumachen (2000: 114). Auch klassische migrationstheoretische Sortierungen der Umzugsgründe in Push- und Pull-Faktoren verlieren an Aussagekraft. Es wird hier nicht bestritten, dass Menschen sich zu bestimmten Räumen und Orten hingezogen fühlen, doch wie schon bei der Suche nach Heimatisolinien zu erkennen ist, leiden pauschale Klassifizierungen in einer zunehmend zentrumslosen Welt unter Erklärungsschwund. Zudem suggerieren Listen mit Push- und Pull-Faktoren, dass Individuen äußerlich angetrieben oder angezogen werden und sich als individuelle Leistung nach der Migration anzupassen hätten. Die Systemtheorie reformuliert das Verhältnis von Push- und Pull-Faktoren als „Frage nach der mehr oder weniger prekären Struktur der sozialen Inanspruchnahme von Individuen in sozialen Systemen“ (Bommes 1999: 222). Frau Kalčić droht in Deutschland der Kommunikationsabbruch. Die Arbeitslosigkeit am Ende ihres Erwerbslebens, der Tod ihres Mannes und die kleine Rente lassen sie vereinsamen. Ihr gelingt es beim besten Willen nur noch schwer, an der Kommunikation teilzunehmen. Von „total integriert“ ist die Rede und ihr grundsätzlicher Wille zur sozialen Teilnahme wird überdeutlich. Doch sie erkennt, dass die Chancen zur Kommunikationsteilnahme in Zagreb besser sind. Dort hat sie Verwandte und die kleine Rente aus Deutschland erfährt einen leichten Kaufkraftgewinn. Ihre Inklusionschancen sind dort weniger prekär als sie leider in Deutschland sind. *Damit ist die Wanderung an sich Ausdruck eines sehr starken persönlichen Anpassungswillens.* Pauschale Assimilationsforderungen an die Adresse von Migranten werden damit zweifelhaft. Unter Umständen sind sie nur noch Ausdruck eines Anpassungsgebotes der Anpassung wegen, weil der Einfordernde die Differenz nicht mehr aushält.

Nach all den Nachteilen, die sie in ihrem migranten Leben in Kauf nahm und nehmen musste, erfährt sie am Ende ihres Lebens einen interessanten Vorteil. Von Deutschland und Jugoslawien ausgehandelte Sozialabkommen ermöglichen ihr den vollen Rentenbezug, obwohl ihr Erstwohnsitz nicht mehr in Deutschland

liegt. Für deutsche Rentner ist die Rechtslage grundsätzlich anders. Wenn diese ihren Hauptwohnsitz ins Ausland verlegen, reduzieren sich eventuell ihre Rentenansprüche. Tausende von Deutschen werden zu Betrügern, weil sie bei der Angabe der Aufenthaltsdauer im Ausland lügen, um ebendiese Rentenkürzung zu vermeiden (Kohlenberg 2003). Der Nationalstaat verspricht seinen Staatsbürgern eben nur die Gleichheit nach innen und behält sich bei einem Fortzug Rentenkürzungen vor. Er unterstellt, dass die Lebenshaltungskosten im Ausland niedriger sind und will die Kaufkraft zur Kontinuitätswahrung des Gleichheitsversprechens allen gegenüber, also gegenüber Leistungserbringern und -empfängern, im Staat halten. Eine Rentensteigerung nach Umzügen in Staaten mit höheren Lebenskosten, etwa in die Schweiz, ist selbstverständlich nicht vorgesehen, weil der Rentenempfänger in Deutschland bleiben könnte und weiterhin vom Gleichheitsversprechen nach innen erfasst werden würde. Dieses Loyalitätsverhältnis wird auch im noch nicht endgültig geklärten Streit um Sozialleistungen virulent, wenn im Ausland lebende Rentner einen deutschsprachigen Arzt besuchen wollen. Das Rentenverhältnis zu Migranten aus der Anwerbemigration ist schlichtweg anders geregelt worden und gereicht Frau Kalčić heute zum Vorteil.

Wird Migration stärker als bisher als Ausdruck eines Anpassungsinteresses begriffen, das sich zwar zunächst nur auf systemspezifische Erwartungen bezieht, aber grundsätzlich sehr weite Bereiche erfassen kann, dann ist zu erkennen, dass Fragen der Anerkennung von Differenz hochgradig kontingent sind. Fast alles und nichts kann verwendet werden, um Personen als nichtanpassungswillig oder angepasst zu identifizieren. Identität ist nicht nur instabil, weil es prinzipielle Identität allein in der Zeitdimension nicht geben kann, sondern weil immer unterschiedliche Aspekte selektiert und attribuiert werden können. Es ist möglich, eine Person als Migrant zu identifizieren, sobald sie etwas Differentes gemacht hat und der Beobachter ebendiese differente Handlung in einer zweiten Deutung als migrationsbedingt wertet. Und es ist ebenso möglich, bei einer einmal als Migrant identifizierten Person, die migrante Kategorie so essenziell zu begreifen, dass weiter nach Differenzen gesucht wird und diese betont werden. So können dann letztendlich auch die größten Anpassungsanstrengungen als übereifrige Anbiederung verachtet werden. In diesem Rahmen ist Anähnlichkeit nur noch ein mühsames und leidvolles Unterfangen – auch wenn sie in der vermeintlichen Heimat stattfindet, wie die folgende Passage belegt.

PG: ...und die Kontakte brechen ab nach Deutschland...

Adrijana Kalčić: Nein die werden nie brechen. Nein, was man einmal lernt, dass kann man nicht vergessen. [...] Ich habe ja hier auch deutsches Fernsehen. Ich habe ja Satellit, meistens höre ich nur deutsche und jeder der hier kommt, sag mal, du hörst ja nur deutsches Fernsehen. Also du kannst gar nicht wissen, was im kroatischen Fernsehen passiert. Das interessiert mich nicht, es ist genug, wenn ich nur Nachrichten gehört habe, was haben sie da? Die haben ja gar kein Programm: Was haben die denn da: Drogenabhängige. Das interessiert mich nicht, das will ich nicht sehen. Ne, und des will ich

nicht sehen. Mich interessiert immer noch Deutschland. Und das wird mich immer interessieren.

PG: Und was schauen sie sich dann an? Welche Programme?

AK: Alle, alle, ich habe über 50 Programme.

PG: Und bestimmte Sendungen?

AK: Ja, alle, also von ARD bis zum ZDF. Also von dem ersten bis zum letzten. Alles was ich in Deutschland gehabt habe, habe ich auch hier. Über Satellit kann man alles erreichen. Und warum nicht? Österreich und Italien, das habe und höre ich alles im Fernsehen. Ich habe über 60, also mit Österreich und Italien habe ich alles. Slowenien interessiert mich nicht, weil ich die Sprache nicht verstehe, ich kann es nicht begreifen, aber ungarisch verstehe ich ein bisschen. Aber das heißt nicht, dass ich das spreche. [...] Ungarisch ist sehr schwer. Eigentlich, ja, ich versuche so zu leben, wie ich in Deutschland gelebt habe [...] Es gibt nichts, was es in Deutschland gibt, was es nicht hier gibt – es gibt alles.

PG: Aber das ist doch dann schon teuer?

AK: Ja, das ist sehr teuer. Das ist ja fürchterlich! Wissen sie, was ich mache. Ich fahre nach Graz oder irgendwo, um mir Klamotten zu kaufen. Weil hier bekomme ich nichts. Für die Jugend geht es noch, aber für mich. [...] Ich will anständig angezogen sein, wie ich es schon gewöhnt war von oben von Deutschland. Weil oben, ich habe mir wunderschöne Klamotten gekauft wie ich im Januar oben war. Ich gehe nur oben einkaufen. Was zum anziehen. Ich habe zwei Heimaten, nicht nur eine, sehen Sie. Ich bin reich, auch an Erfahrung reich. Ne! Jaja! [...] Ja Freunde habe ich auch hier neue gefunden und alte habe ich hier auch noch. Alte Schulfreunde, im westlichen Teil von Zagreb. Da wohne ich auch jetzt und habe mir eine schöne kleine Wohnung gekauft und da ist meine Nichte in der Nähe. Und mein Bruder und meine Schwägerin und habe ich auch noch Kusine und so weiter. Hier habe ich keine Probleme hier, bloß es sind viele äh wie soll ich sagen, äh kroatische Worte gibt es, die haben sich total verändert hier. Die Sprache überhaupt hier. Die habe ich vorher nie gehört. Ausdrücke, vorher haben die Kommunisten geherrscht, die haben andere Worte als die jetzt heißen. Und egal wie ich das sage, jeder tut mich bloß ausbessern: „Das ist nicht richtig!“ Ja wie denn. Für mich ist die Muttersprache, wie ich vorher gesprochen habe und das gilt jetzt auch so.

PG: Und sind die falsch weil sie in Deutschland gelebt haben, oder sind...

AK: ...Nee, nee, das sind ganz neue Wörter! Und mit denen komme ich nicht zurecht.

PG: Macht man ihnen dann Vorwürfe?

AK: Nee ausbessern tut man mich dann. Jetzt heißt es nicht mehr so, wie es vorher geheißen hat. Nicht und das interessiert mich nicht. Ich spreche trotzdem so weiter wie ich vorher gesprochen habe. Also ich spreche einen Zagreber Dialekt.

PG: Ja...

AK: ...Was bei uns, also wie soll ich sagen, alte Zagreber Sprache, also das hat es ja in jedem Land so, also auch in Deutschland gibt es so. Und die alten Schwaben, die kennst du ja auch!? Nicht? Also!

Der erste Teil gewährt Einblicke in ihre Lebenswelt. Abermals zeigt sich, dass Migration Entfaltungsmöglichkeiten bietet und Frau Kalčić diese nutzen konnte. Derzeit kann sie grundsätzlich von ihren Ressourcen zehren, sodass ihr nur noch

wenige Anpassungsleistungen im Sinne von Umstellungen oder lästig empfundenen Unterwerfungen abverlangt werden. Allerdings gibt es diese Begebenheit mit der Wortwahl. Eine Begebenheit, die in ihrer diskriminierenden Bedeutung nicht überbewertet werden muss, aber zeigt, wie die nationale Imagination auf alltägliche Interaktionen einwirken kann, sich dadurch vollzieht und verstärkt.

Dass die Wortwahl zu einem kritischen Moment für Inklusionen werden kann, ist mit zwei sprachlichen Aspekten zu begründen. Wenn von Sprache und Inklusion die Rede ist, dann bezieht sich das erstens auf die Sprachbeherrschung und damit auf die Fähigkeit an der Kommunikation teilzunehmen. Wer die entsprechende Sprache kann, erhöht seine Inklusionschancen und Frau Kalčić kann sich eigentlich mühelos verständigen. Zweitens dient Sprache, in diesem Fall die Wortwahl, zur Markierung der sozialen Situation. Das ist keine sonderlich spannende Aussage, denn fast jeder weiß intuitiv, dass in der Schule andere Wörter zu verwenden sind als auf dem Fußballplatz und wieder andere Register im Gespräch mit einem Polizisten zu ziehen sind. Anhand der Wortwahl oder genauer anhand von Sprachregistern können Situationen unterschieden werden. Nicht nur Situationen, sondern auch Personen können aufgrund ihrer Wortwahl differenziert und identifiziert werden – sie drücken sich unterschiedlich aus. In einem nicht endenden Wechselverhältnis zueinander ist die Wortwahl dann als ein Effekt sozialer Kontexte zu bewerten, den sie zugleich mit erzeugen. In der von Frau Kalčić geschilderten Situation wird mit der Wortwahl nicht allein eine Alltagsinteraktion markiert, sondern eine nationalsprachliche Differenzierung aktualisiert. Weil Frau Kalčić diese Differenzierung nicht nachvollzieht, droht sie von der Nation Kroatien getrennt oder als Fremde markiert zu werden. Die in der Interaktion aktualisierte Unterscheidung ist Teil und Ergebnis von nationalen Schließungsprozessen. Im Kontext der nationalen Unabhängigkeitsetablierung wurde und wird seit den 1990er Jahren versucht, angeblich ‚nicht-kroatische‘ Elemente aus dem Sprachgebrauch zu verdrängen. Insbesondere Turkizismen und serbische Einflüsse sollen verschwinden. Dazu wurden alte kroatische Wörter reaktualisiert, um die Dignität und Anciennität des Kroatischen zu belegen. Und um vom Balkan abzurücken und sich dem Westen anzunähern, adaptierte man auch lateinische Wörter. Als Teil einer offiziellen Sprachpolitik, die keineswegs nur in Kroatien zu finden ist, fanden die neuen Wörter ihren Weg in amtliche Formulare und staatliche Schulen. Selbst in Kroatien lebende Kroaten waren gelegentlich, ob der befremdlichen Worte, erstaunt. Und selbstverständlich veränderte sich die Sprache auch ohne nationale Sprachpolitik, weil es ausreichend national gesinnte Bürgerinnen und Bürger gab, die diesen Wandel vorantrieben. Es müssen nicht einmal viele Worte geändert werden, denn eine solche Schließungspolitik setzt auf die feinen Unterschiede. Ohne permanente Aufmerksamkeit ist den Veränderungen in Staat und Gesellschaft allerdings kaum zu folgen – zumindest Adrijana Kalčić hat ihre Mühen. Als ich sie frage, ob man ihr Vorwürfe mache, verneint sie zwar und erwähnt, dass man sie nur ‚ausbessere‘, doch auch davon ist sie reichlich genervt. Nicht ihre grundsätzliche Sprachfähig-

keit steht hier zur Debatte, es wird schließlich nicht zwischen falschen und richtigen Wörtern differenziert, sondern es geht um die Markierung von nationaler Differenz, die dazu geeignet ist, Frau Kalčić als immerwährende Migrantin zu identifizieren. Ihre Betonung des Desinteresses zeigt an, dass sie dieses Differenzierungskriterium nicht akzeptiert und weiterhin so wie bisher sprechen wolle. Virulent wird also die Frage, ob ein anerkannter Unterschied – die Verwendung unterschiedlicher Wörter – dazu geeignet ist, um in einer zweiten Deutung als nationaler Unterschied zu gelten. Im Fall des kroatischen Neusprech verneint Frau Kalčić dies indirekt. Aber sie entzieht sich nicht gänzlich dieser Identifikationspraxis, zumal sie einen Rettungseinwand zur Hand hat. Sie bezieht sich auf den Zagreber Dialekt, den sie eigentlich spreche. Der Zagreber Dialekt aber, so ist zu vermuten, wird allgemein als Varietät des Kroatischen anerkannt und ist damit ungeeignet, um sie als Fremde zu markieren oder eine essenzielle Differenz zur nationalsprachlichen Varietät zu behaupten. Dennoch ist der Streit um Identität im Gange und wird kein schnelles Ende finden – fast unabhängig von Frau Kalčićs Leistungen.